

Vier Wochen Arbeits-Einsatz auf den Solomon Islands

Erfahrungen und Erkenntnisse von Kurt Meier
mit Bildern von Kurt Brauchli und P. Honigmann

1. Einleitung



Vor kurzem bin ich von einem vormittäglichen Bummel durch das Zentrum von Brisbane (Australien) ins Hotel zurückgekehrt, um mich für meine Rückreise in die Schweiz vorzubereiten. Ich bin aufgewühlt, noch nie in meinem Leben habe ich das pulsierende Leben einer „zivilisierten“ Grossstadt, deren gepflegte Sauberkeit, gläserne Hochhäuser, blitzblanke Strassen und Pärke und die attraktiven, randvollen Auslagen in den Spezialgeschäften und Shoppingcenters derart bewusst wahrgenommen wie heute. Und noch nie habe ich es erlebt, dass die unmittelbaren Eindrücke von den unterschiedlichen Lebensumständen in zwei geographisch so nahen, aber entwicklungsbezogen weit auseinanderklaffenden Welten sich in meiner Vorstellung derart hart aneinander reiben.

Brisbane ist die eine dieser zwei Welten – Honiara und die Solomon Islands (SI) sind die andere. Dort habe ich in den letzten vier Wochen mit meinem Freund und Nachbar, Ernst Knellwolf, gelebt und gearbeitet. Dieser Bericht ist mein persönliches, subjektives Resumée einer ebenso beeindruckenden, faszinierenden wie nachdenklich stimmenden Reise in den Südpazifik. Ziel unserer weiten Reise in die Südsee waren nicht die touristisch hochdotierten Strände von Samoa, Fiji etc., sondern ein armes, unterentwickeltes und am Ausklang einer rund zweijährigen, bürgerkriegähnlichen Fehde stehendes Land mit rund 1000 Inseln in Melanesien, drei Flugstunden nordöstlich von Australien.

2. Unsere Mission

Während ich anfangs Februar 2003 zum ersten Mal nach Honiara flog, war es für Ernst bereits die dritte Reise in das Korallenmeer, nachdem er schon in 2001 und 2002 während einer längeren Phase auf den Solomon Islands gearbeitet hatte. **„Installieren und Reparieren elektrischer und elektromechanischer Geräte und Anlagen in den Spitälern von Honiara und Gizo** - Ernst ist der Projektleiter und ich bin sein Assistent“ – so könnte diese von jeglichem Hilfswerk unabhängige und auf unsere eigene Rechnung basierende Mission kurz und bündig beschrieben werden. Dazu bedarf es aber noch einiger Erklärungen:

Im „Central Hospital“ von Honiara – der Hauptstadt der Solomon Islands – arbeitet seit rund 10 Jahren **Dr. Hermann Oberli**, der ehemalige Chefarzt des Spitals Meiringen (CH), als Leiter der Chirurgie und Ausbilder einheimischer Ärzte.

Dr. Oberli, weitherum anerkannter Entwicklungshilfe-Chirurg mit langjähriger Tropenerfahrung, ist aber weit mehr als das: Er ist die eigentliche unternehmerische, planende, koordinierende und vermittelnde Kraft, welche dieses Spital de facto führt und vorwärtsbringt – bis hin zur stetigen medizinischen Besserausrüstung und zur Sicherstellung der Versorgung mit Energie und Infrastruktur. Und hiermit ist unsere Mission verknüpft: Dr. Oberli und Ernst kennen sich aus vielen gemeinsamen Militärdiensttagen im Schweizer Gebirge.

Ernst, der sich seinerseits nach dem Verkauf seiner Firma zu einem „hands-on“ Entwicklungshilfe-Einsatz entschlossen hatte, bot Dr. Oberli seine Unterstützung in elektrotechnischen Problemstellungen an und wurde auf der Stelle engagiert. Seither

sammelte Ernst in der Schweiz mannigfache elektrische und elektronische Geräte, Apparate und Werkzeuge, die in hiesigen Spitälern und vereinzelt bei der Armee in die Jahre gekommen sind und schickte sie zur Weiterverwendung auf die Inseln in der Südsee. Auch dieses Jahr ist uns eine Containerfracht auf dem Seeweg hierher vorausgegangen. Deren Inhalt steht zur Inbetriebnahme bereit. Dies ist der **Installationsteil** unserer Mission. Der **Unterhaltsteil** ist ohne Zweifel intensiver: Einerseits korrodieren hier wegen des feucht-warmen, tropischen Klimas alle nicht rostfreien Installationen und Anlagen innert kurzer Zeit, und andererseits fehlt den einheimischen Handwerkern in den Unterhaltsdiensten der Spitäler jeder Sinn für nachhaltige Pflege und Betreuung von Maschinen und Anlagen. „Solange hier etwas seine Funktion erfüllt, haben wir damit nichts zu tun, man ruft uns dann schon, wenn ein Gerät seinen Dienst versagt oder kein Strom mehr fliesst“, lautet die Devise hier vor Ort. Die längere Mängel- und Bedarfsliste für die Spitäler in Honiara und Gizo (letzteres liegt rund 1 ½ Flugstunden westlich der Hauptstadt) gibt unsere Aufgaben und Problemstellungen auf der **Unterhaltsseite** unserer Mission vor.

Ich werde in meinem Bericht nicht auf unsere eigentlichen Arbeitseinsätze in der vierwöchigen Aktion eingehen, diese sind im Tagebuch-Bericht von Ernst Knellwolf sehr ausführlich beschrieben. (http://www.hermannoberli.ch/pdf/e_knellwolf3.pdf)

3. Meine Motive – und Bedenken

Eine spontane Eingabe leitete mich damals, als ich Ernst mitten in seinen Schilderungen von der SI-Mission 2002 vorschlug, ich könnte ihn auf seiner nächsten Reise begleiten, ihm als „Assistent“ wo immer nötig Unterstützung leisten und delegierbare Aufgaben übernehmen. Aber es lagen meinem Vorschlag schon damals klare Motive zugrunde:

- Einerseits hatte ich von allem Anfang an viel Sympathie und Respekt vor dem, was Ernst in seinen ersten zwei privaten, selbstlosen Entwicklungshilfe-Einsätzen leistete und für die Spitäler von Honiara und Gizo bewirkt hatte. Ich sah darin echten Sinn und fühlte mich motiviert, auch einmal in einem solchen Projekt zur Hilfe vor Ort Hand anzulegen.
- Zweitens erkannte ich die Gelegenheit, einem seit längerem empfundenen Bedürfnis nachzugeben, unsere Welt einmal von einer mir noch fremden Seite kennen zu lernen und ein Land – nicht als Tourist, sondern als „temporäre Arbeitskraft“ – zu besuchen, das entwicklungsbezogen, politisch und wirtschaftlich auf der Schattenseite liegt.
- Schliesslich sah ich in einer einmonatigen Mission auf der gegenüberliegenden Seite der Erde auch die Chance, eine Art Zäsur zwischen meine bisherige berufliche Tätigkeit und die neue Zeit als Pensionierter zu legen und Distanz zu gewinnen zu dem, was bisher meinen täglichen Zeitenlauf massgeblich bestimmt hatte.

Ernst nahm meine Idee spontan positiv auf, und er informierte mich bis zu unserem endgültigen Entscheid schrittweise und sehr ausführlich über die Rahmenbedingungen und Herausforderungen eines solchen nichtalltäglichen Unternehmens. Ich entwickelte dabei auch einige Bedenken, die verständlicherweise auch von meiner Familie getragen wurden. Im Vordergrund standen für uns die Gefahren der anhaltenden politischen Unrast im Zielland SI sowie Fragen der latenten gesundheitlichen Risiken, vor allem in Richtung Malaria und Dengue – Fieber. Als Tropen-Neuling fragte ich mich auch, wie ich die potentiellen Begegnungen mit mir unvertrauten Tieren, Reptilien, Insekten und Käfern erleben würde. Einmal entschlossen, Ernst auf seine

dritte Mission zu begleiten, zerstreute ich diese Bedenken – bei meiner Familie konnte ich sie bis zu meiner heilen Rückkehr nie ganz ausräumen...

4. Ankunft im exotischen Land mit tausend Inseln – erste Eindrücke

Einer ersten Charakteristik der Solomon Islands begegnen wir bereits bei unserer Ausreise aus Australien: Der Flug nach Honiara startet um drei Stunden verspätet. Wir verbringen 5 Stunden auf dem Flughafen von Brisbane. Die mit uns reisenden Passagiere geben mir Gelegenheit, konkrete Vorstellungen zu entwickeln über die Menschen auf den Solomon Islands, mit denen wir zukünftig zusammenleben werden. Nicht nur mit ihrer dunklen Hautfarbe – die zwischen hellbraun bis dunkelschwarz variiert - auch mit ihrer Kleidung, mit ihrem Gepäck, das sie zum Flugzeug bringen (und vereinzelt mit ihrer ziemlich penetranten Ausdünstung) weht mir erstmals melanesisch-solomonische Südsee-Atmosphäre entgegen.



Henderson International Airport (K. Brauchli)

Beim Aussteigen in Honiara abends um 6 Uhr scheint noch eine brennende Sonne, es umgibt mich unvermittelt heiss-feuchte Luft. Das noch fast neue, einladende Flughafen-Gebäude mit dem Namen „Henderson Airport“ nimmt uns mit seinen etwas kühleren Abfertigungsräumen in Empfang.

Die Fahrt zu unserem Wohnstandort im Osten von Honiara Stadt offenbart mir erste Ausschnitte von der Insel Guadalcanal, der grössten Salomonen Insel. Weit hinten erkenne ich hohe Berge, die höchste Erhebung ist mit 2447 Metern über Meer fast

gleichhoch wie der Säntis. Je näher wir der Stadt kommen, umso mehr manifestiert sich, wie die Einheimischen hier wohnen und leben:

Viele Palmen und üppige andere Bäume/Sträucher lassen mich schnell den natürlichen Reichtum dieser Gegend erahnen. Es wächst alles wild, von Plantagen oder einigermaßen geordneten privaten Gärten ist nichts zu sehen. Auch keine Zäune, welche das offene Land in Grundstücke aufteilen. Wiesen mit Vieh darauf fehlen ebenso wie Äcker. Rechts folgt die Strasse dem Meeresstrand. Obwohl ich den Massstab ansetze, den mir Ernst empfohlen hat, bin ich vorerst betroffen vom Unrat, der die steinige Küste zum hellblauen, sauber erscheinenden Meer bedeckt: Plastiksäcke, Stofffetzen, undefinierbare andere Abfälle, gelegentlich ein Autowrack teils an Land, teils im Meer liegend. Hier ein völlig verrostetes, grosses Meerschiff, in Schräglage rund 10 Meter vom Ufer entfernt gekentert und dort seinem Verrottungsschicksal überlassen.



Schiffswrack (P. Honigmann)

Erster Eindruck vom Industriequartier von Honiara:

Breit ausgelegt auf einer grossen Ebene zum Meer hin. Unübersichtlich, man vermutet in diesen Gebäuden nicht organisiertes Werken und Fabrizieren – vielmehr reine Lagerhallen, meist mit viel altem Schrott umgeben und mehrheitlich schlecht beschriftet. Man ahnt, dass der Bürgerkrieg der letzten 2-3 Jahre in diesem Gebiet viele wirtschaftliche Aktivitäten zum Erliegen gebracht hat.

Die ersten Wohnhäuser, überwiegend einstöckige, auf Pfählen gebaute Holzbauten mit Kunststoffverkleidungen, dazwischen vereinzelt noch letzte „leaf houses“, die urtümlichen charakteristischen Hütten der Einheimischen, ausnahmslos im Schatten hoher Bäume.

Wir beziehen schliesslich in einem kleinen Dorfteil namens „Panatina Village“ Quartier, unser Haus steht leicht erhöht und ist von schattenspendenden Bäumen umgeben, mit herrlichem Blick auf das Meer.

5. Meine Angewöhnung an das Arbeitsumfeld – die Spitäler von Honiara und Gizo

Ich verhehle nicht, dass ich in beiden Einsätzen – in Honiara und Gizo – einige Zeit brauchte, bis ich meine Vorstellung von „Spital“ an die hier angetroffene Realität adaptiert hatte. Den Begriff „Spital“ habe ich bisher assoziiert mit den Farben weiss und hellgrün, mit kontrollierter Zutrittsberechtigung, peinlicher Sauberkeit an allen Ecken und Enden und tadellosem Unterhalt aller Räume und Anlagen, mit einer gewissen Ruhe und Abgeschlossenheit.

Hier in den Spitälern Honiara und Gizo fällt mir einerseits das viele Volk auf, das im Areal herum sitzt oder zirkuliert. Ich konnte bis zum Schluss nie erkennen, wer Patient, Angehörige/r, nicht uniformiertes Spitalpersonal oder sonst jemand war. Auf den Patientenbetten liegt oder sitzt meist nicht nur der Kranke, besonders im Kinderabteil sind die Betten stark bevölkert - öfters durchgebogen angesichts des Gewichts aller Leute, die darauf sitzen. Vor der Patientenaufnahmestelle, dem „Outpatient“-Abteil und der Zahnklinik warten in der Regel morgens um 0800 Uhr bereits dutzende von Leuten auf Zulassung, und sie warten ergeben und geduldig, ich sah die gleichen Leute oft nach 2 Stunden noch am gleichen Platz sitzen.

Hellgrün sieht man zwar im ganzen Umfeld der Operationssäle, weiss an den Uniformen eines Teils des Pflegepersonals, alles andere ist aber farbig bunt.

Einige Mühe habe ich anfänglich, mich an den Standard von Ordnung und Sauberkeit rund um die Spitalgebäude zu gewöhnen, sowie mit dem Unterhalts-Zustand von Anlagen und Infrastruktur. Offensichtlich fehlt da eine starke Führung durch die Verwaltungsorgane der Spitäler: Hier ein grosser Stapel von verrostenden Spitalbetten, dort eine Anzahl verstaubter und ausser Betrieb genommener Brutkästen für Frühgeburten, Abwasserrinnen mit aller Art von Abfällen drin. Verbreitet auch vertrocknete rote Flecken auf Steinböden und an Gebäudewänden – es sind die kaum mehr zu entfernenden Spuren, welche Betelnutkauende Besucher – trotz Dutzenden von Verbotstafeln - hinterlassen haben.



Rauchen und Betelnusskauen verboten (P. Honigmann)

Im krassen und wohltuenden Gegensatz zu diesem Umfeld steht aber die strenge Hygienesziplin, welche in den „Surgeries“ (Chirurgischen Bereichen) und in den Labors durchgesetzt wird. Hier gibt es keinerlei Konzessionen, und auch wir als „Handwerker“ wurden nicht einmal in die Vorräume der Operationssäle gelassen, ohne dass man uns vorher mit hellgrünen Schürzen, Hauben und Schuhüberzügen ausgerüstet hatte.

6. Meine Begegnungen mit Menschen

6.1 Die Einheimischen in Honiara

Das Einzige, was sie gemeinsam haben: Sie sind dunkelhäutig. Innerhalb dieses Prädikats sind sie aber sehr verschieden, man erkennt schnell, dass die Stadt früher mit ihren lockenden Beschäftigungsmöglichkeiten Zuwanderer aus den anderen Inseln angezogen hat. Besonders gut erkennbar sind die ganz Schwarzen aus den Westprovinzen (nahe Papua-Neu Guinea), Kaffeebraune mit beinahe blonden, ganz krausen

Haaren aus Malaita, einer Nachbarinsel. Aber es sind da auch viele Zuwanderer von anderen Inselgruppen wie Polynesier und Mikronesier, deren Erscheinung sich erkennbar von den Urbewohnern der SI unterscheidet. **Ein eigentlicher Aufsteller sind die Kinder mit ihren strahlenden, fröhlichen Gesichtern, mit ihrer Neugier**



Kleine Spitalbesucher
(P. Honigmann)

und Unbesorgtheit. Sie sind dauernd in Bewegung, zu Land, im Wasser, an und auf den Bäumen, und sie lachen einen an und kommen entgegen wo immer man ihnen Aufmerksamkeit schenkt.

Viele Jugendliche und vor allem Erwachsene auf der Strasse hingegen erscheinen mir apathisch, ziellos, desinteressiert, etliche richtiggehend abgelöscht. Man erschrickt beinahe, wenn einem plötzlich jemand ein spontanes „Hello, how are you?“ zuruft und lachend seine meist schönen weissen – oft aber auch knallroten – Zähne zeigt.

A propos: Die roten Zähne rühren vom unablässigen Kauen der „Betelnut“ her, einer lokal sehr verbreiteten Droge, deren stark gesundheitsschädigende Wirkung auch von vielen Jugendlichen missachtet wird. Die Droge wird zu meinem Erstaunen an kleinen Ständen gemeinsam mit Zigaretten öffentlich zum Kauf angeboten! In Honiara und naher Umgebung sitzen, stehen und schlendern Halbwüchsige und Erwachsene tagelang zu Dutzenden umher, man fragt sich stetig, ob sie nicht arbeiten wollen oder nicht können.

6.2 Das Volk in Gizo

Gizo – in der Western Provinz gelegen – ist ein kleineres Städtchen rund 1 ½ Flugstunden von Honiara entfernt. Obwohl – oder vielleicht gerade weil – hier die Infrastruktur bedeutend weniger entwickelt und städtisch ist als in Honiara, erscheinen mir hier praktisch alle Menschen aktiv, positiv, irgendeiner Aufgabe nachgehend. Sie sind offener, interessierter, es erscheint einem, dass dieser Mikrokosmos intakt ist. Es gibt nur Naturstrassen, darauf verkehren praktisch nur Taxis, vereinzelt Lastwagen. Wegen der vielen und sehr tiefen Löcher in der Strasse fährt alles im Schrittempo. Das Haupttransportmittel scheinen aber die Kanus zu sein – teils mit starken Motoren, vorwiegend aber noch mit Ruder vorwärtsbewegt - welche die Menschen von den nahen Nachbarinseln über das Meer hierherbringen. Wir kommen mit etlichen Menschen spontan ins Gespräch, auf dem Markt – der jeden Tag eine riesengrosse Auswahl an Fischen, Früchten, Gemüse anbietet – aber auch auf der Strasse, in einzelnen Mini-Restaurants, von denen es im Gegensatz zu Honiara hier mehrere gibt, in unserem kleinen, einfachen „Guest House“, das von einer Grossfamilie mit drei Generationen geführt wird. „Hier stimmt die Welt“, ist man geneigt zu sagen, der Aufenthalt auf dieser Aussenstation wird für uns zum überaus angenehmen Erlebnis.

6.3 Die „Eingeborenen“ auf der Mini-Insel Maravagi

Diese Gegend bringt die unverfälschte Südsee-Atmosphäre am saubersten auf den Punkt. Wir verbringen hier in einer einfachen, von Eingeborenen geführten Gaststätte ein Wochenende zum Baden, Schnorcheln und Ruhen. Das abseits liegende, kleine, aus lauter leafhouses bestehende Dorf müssen wir in den dichteren Bäumen zuerst suchen. Und hier erhalten wir Anschauungsunterricht über die Wohn- und Lebensweise der Eingeborenen. Auch hier dröhnt zwar zeitweise ein Generator, der Strom für das ganze Dorf produziert – dieser erscheint aber auch als der einzige Störefried, welcher die Idylle der Einheit von Natur und Menschen beeinträchtigt. Ich nutze die Chance, mit einer Familie kurz zu plaudern – es ist Samstagnachmittag, Kleinkinder,



Auf Maravagi (K. Brauchli)

Jugendliche und Erwachsene machen ausgedehnte Siesta direkt am Meer – es sieht nicht nur so aus, die Menschen beteuern auch, dass ihnen nichts fehlt, und dass sie hier in diesem Umfeld glücklich wohnen und leben können. Sie sind offenbar auch gläubig, die Kirche ist überdimensional gross für das Dorf, ohne jeden Metall- oder Kunststoffteil gebaut, offen und einladend. Nur das Medium, welches die Zeiten zum Beten ankündigt, ist nicht eine Glocke, sondern eine umgekehrt aufgehängte., leere Gasflasche, welche

morgens, mittags und abends von einem jungen Einheimischen mit einem Holzstück geschlagen wird.

6.4 Die Ärzte in den Spitälern

Dr. Hermann Oberli ist nicht nur allseits anerkannte, willkommene chirurgische und führungsmässige Dreh- und Angelscheibe im Spital von Honiara, es gelingt ihm auch immer wieder, junge Ärzte aus der Schweiz, Australien, USA etc. für Ausbildungs-Stages auf die SI zu holen. Bei unserem Aufenthalt treffen wir in Honiara zwei Ärzte, eine Ärztin und eine cand.med. aus der Schweiz und in Gizo je einen Arzt aus Amerika und Australien sowie eine englische Ärztin bei ihrem temporären Einsatz, der in der Regel zwischen 3 und 9 Monaten dauert. Sie alle sind ein Commitment eingegangen, das hohen Respekt verdient, denn die Arbeits- und Lebensbedingungen hier bedingen eine beträchtliche, fachliche wie persönliche Neuorientierung und eine Einstellung, die ich als idealistisch/selbstlos und robust bezeichnen möchte. Sie arbeiten mit Patienten, die zwar offensichtlich schicksalsergeben alles für gut finden, was ein Arzt mit ihnen macht oder ihnen rät – mit anderen Worten: Diese Ärzte sind in einer Art bewundert und beliebt, die sie ihre Arbeit als ausgesprochen dankbar erleben lassen muss. Aber aus Laiensicht verlangen die engen Begrenzungen in der medizinischen Infrastruktur sowie der Hygiene-/Sauberkeitslevel und die immer wieder einmal ausfallende Versorgung mit Energie, Wasser und Luft den Ärzten starke Abstriche an ihren erworbenen Vorstellungen von medizinischer Versorgung und Pflege. Mich überzeugte aber, wie selbstverständlich und gut eingestellt diese Ärzte ihrer alles andere als generös bezahlten Arbeit nachgingen. Es ist offensichtlich: Hierher kommen jene Ärzte, welche ihren Beruf aus Berufung gewählt haben. Sie sind von mehr als nur vom reinen medizinischen Handwerk getrieben. Wir hatten etliche eindrückliche und aufschlussreiche Gespräche mit ihnen – und es überrascht uns nicht, dass einzelne bereits über neue Einsätze in unterentwickelten Regionen unserer Welt nachdenken.

Neben den Schweizer Ärzten begegneten wir auch einer grösseren Zahl von einheimischen Medizinern. Vor allem an ihnen erfüllt Dr. Hermann Oberli eine besonders wichtige Aus- und Weiterbildungsmission – dieser Teil ist wohl das wertvollste seiner Arbeit, denn Fortschritt in diesen Spitälern kann nur nachhaltig erreicht werden, wenn es gelingt, einheimischen Fachkräften soviel Selbständigkeit und Kompetenz zu vermitteln, dass sie dereinst auch ohne Überwachung durch Ärzte aus „zivilisierten“ Ländern in ihrer Aufgabe bestehen können. Aus den Begegnungen im Spital und aus meiner Teilnahme an einer Ärzte-Weiterbildung schliesse ich, dass die einheimischen Mediziner gut gebildete und vor allem menschlich feine Persönlichkeiten sind, deren hohe Arbeitsethik sich wohltuend von durchschnittlicher hiesiger Leistungsmentalität abhebt.

6.5 Das Personal in den technischen Diensten des Spitals Honiara

Es mag daran liegen, dass Spitaldirektor und –verwalter kurz vor unserer Ankunft von der Stadtregierung Honiara wegen finanziellen Delikten fristlos entlassen worden sind - und damit die Verwaltungsseite des Spitals jeglicher Führung und Organisation entbehrt - oder möglicherweise liegt die Ursache darin, dass dem Spitalpersonal (Ärzte inklusiv) schon mehrere Wochenlöhne nicht mehr oder nur teilweise bezahlt werden konnten:

Jedenfalls erfahre ich mit dem Personal der Technischen Spitaldienste den Minuspunkt salomonischer Pflichtauffassung und Pünktlichkeit. Rohrschlosser, Elektriker, Schreiner und Chauffeure – die nächsten Partner für unsere Arbeiten – sind während der Arbeitszeit entweder noch nicht oder bereits nicht mehr da, sie sitzen mit Angehörigen und Freunden herum oder spielen mitten im Werktag Karten. Fachlich zwar noch überraschend kompetent, greifen sie auf unsere Ansprache hin meist zur Standardausrede „dies gibt es in unseren Werkstätten nicht“ (was auch in den meisten Fällen leider stimmt) oder ihnen fehlt im Moment gerade der Schlüssel zum entsprechenden Kasten – und diesen Schlüssel hat ihr Kollege, der zur Zeit gerade auf Fiji für drei Wochen in den Ferien weilt...

Ein Rohrschlosser, dem wir auf dem Spitaldach eine lecke, triefende Stadtwasser-Röhre an Ort und Stelle zeigen, schaut sich diese an und schüttelt den Kopf (er kann kein Englisch) – repariert ist sie auch zwei Wochen später bei unserer Abreise immer noch nicht.

An einem Freitagnachmittag ist praktisch das ganze Spitalpersonal nicht im Hause – von Notfalldiensten abgesehen . Man spricht zwar nicht von Streik, aber es heisst, alle Angestellten müssten auf Nahrungssuche gehen, weil sie am Freitagmorgen wiederum keinen Lohn für die vergangene Woche erhalten haben. Wie würden wir uns an ihrer Stelle wohl verhalten, können wir uns diese Situation überhaupt noch konkret vorstellen?

6.6 Die weissen und chinesischen Expats auf den Inseln

Je länger wir auf diesen Inseln leben, umso grösser kommt uns die Kolonie weisser und chinesischer „Expats“ vor. Wir begegnen in Honiara vielen Autos mit „Corps Diplomatique“ (CD) Schildern. Deren Inhaber sind die Vertreter der High Commissions, d.h. die Botschafter und deren Mitarbeiter/innen aus den grösseren Ländern des Commonwealth. Viele andere Expats haben Doppelwohnsitz in Australien und auf den SI, pendeln hin und her und stellen so den Business-Austausch mit der übrigen Welt sicher. Andere leben seit vielen Jahren auf den Inseln, vor allem in Honiara, etliche von ihnen hatten gut laufende Unternehmen aufgebaut (z.B. eine Goldmine, eine grosse Teichanlage zur Züchtung von Riesencrevetten usw.) und diese im Verlaufe des Bürgerkriegs der letzten drei Jahre verloren oder aufgeben müssen. Aber auch heute sind erstaunlich viele Läden und Werkstätten von Weissen und Chinesen geführt. Ernst kommt zum Schluss, dass im Vergleich zu 2002 wieder viel mehr Ausländer auf den SI verkehren, sie schätzen offenbar derzeit das Leben in Honiara wieder sicherer ein als vor ein bis zwei Jahren.

Viele Weisse sind als Priester an den Dutzenden von Kirchen tätig, arbeiten für Hilfswerke aus allen westlichen Kontinenten oder für internationale Körperschaften wie Fischfang-Korporationen, Banken oder Handelsgesellschaften.

Die Orte, an denen man sich im Kreise der Expats treffen kann, sind reichlich begrenzt. Die grössten Anziehungspunkte sind der Golf- und der Yachtclub, zu denen der Eintritt aber nicht öffentlich ist, man muss Mitglied sein oder von einem Mitglied eingeführt werden. Während die Einheimischen fast zu allen Zeiten und in der grössten Hitze Fussball, Rugby und Tennis spielen oder im Wasser baden, bleiben den



SolBrew (P. Honigmann)

Weissen in dieser Gegend nur sehr spärliche Sportmöglichkeiten. Schwimmen mag man als Weisser im unmittelbaren Umfeld von Honiara und dessen Abwasserleitungen kaum – man bräuchte denn ein Boot um 200 Meter vom Ufer wegzufahren. Umso mehr spricht man deshalb am Schatten dem Bier aus der sehr modernen Brauerei „Solbrew“ zu, welche das bestrentierende Produktionsunternehmen auf den ganzen Inseln sein dürfte.

Ich komme zum Schluss, dass ein vierwöchiger Aufenthalt in Honiara oder Gizo durchaus angenehme Seiten hat, dass das Leben hier als „Expat“ über viele Monate oder Jahre sich wohl vor allem dann ohne grössere Anfechtungen bewältigen lässt, wenn man in seiner hiesigen beruflichen Aufgabe volle Erfüllung findet.

7. Meine Begegnungen mit Tieren

Meine Faszination gilt klar den Lebewesen im Wasser. Das Land beherbergt zwar ebenfalls viele Tiere und etliche, die für uns neu, exotisch sind. Dazu gehören aber vor allem Reptilien und Insekten. Von den an Flüssen und Meerufern stark verbreiteten Krokodilen und Alligatoren sah ich zwar kein lebendes Exemplar, aber deren Existenz und Gefährlichkeit wird hier immer wieder manifest anhand der Notfälle, die mit einem verlorenen Bein oder Arm ins Spital eingeliefert werden – mehrheitlich Kinder und Jugendliche.



Krabbe (K. Brauchli)



Gecko (P. Honigmann)

Ich hatte persönliche Begegnungen mit einer Schlange, einer Riesenspinne – die mir wegen ihrer Nähe zu meinen Füßen am meisten Respekt einflösste – giftigen Fröschen, Krabben, Gekos, Kakerlaken und anderen Käfern aller Art sowie mit Moskitos, die ich als potentielle Malaria- oder Dengue-Fieber-Überträger ebenfalls möglichst von meinem Körper fernzuhalten versuchte. Erstaunlich schmal erschien mir die Welt der Vögel, abgesehen von einem fliegenden Eisvogel sah ich hier nichts besonderes.

Augenproben dessen, was das weite, saubere Meer in dieser Gegend an Miriaden von Lebewesen beherbergt, konnte ich einerseits bei zwei ausgedehnten Schnorchel-Partien und auf einer Schifffahrt, andererseits bei gelegentlichem Durchstöbern der Fischereimärkte erhalten. Tief beeindruckt hat mich die Farben- und Formenpracht der Korallen, der Riesenschnecken und der kleinen und grossen Fische um die Riffe. Schwärme mit Hunderten von – eher faden – Fischen lösten sich ab mit Einzel-



Riffhai (P. Honigmann)

exemplaren oder Pärchen, die wie elektrisch beleuchtet erschienen, so stark strahlte ihr Gelb, Blau, Rot und Grün unter Wasser. Springende Delphine, fliegende Fische und Krebse – meist in toten Muscheln versteckt – waren zwar nicht aussergewöhnlich, und der einzige Riff-Hai, der sich zwei meiner schnorchelnden Kollegen aus einiger Entfernung zeigte, verschwand wieder, bevor ich durch seinen Anblick in Angst

und Schrecken versetzt wurde.

Längere Zeit spielte ich mit einem kleineren zitronengelben Fisch, der sich immer wieder erdreistete, mir entgegenzuschwimmen und die Kiemen zu sträuben, um dann einen halben Meter vor meinem Kopf brüsk abzuwenden und kreisend einen neuen „Angriff“ auf mich zu starten.



(P. Honigmann)

8. Meine Besuche in den beiden Rotary-Clubs der Solomon Islands

Ich nahm die Gelegenheit wahr, sowohl den Club Honiara wie den mit total sieben Mitgliedern wohl kleinsten Rotary Club der Erde in Gizo zu besuchen. Der Abendanlass in Honiara war eindrucklich geprägt durch den Nachruf und die Trauer um eine sehr beliebte lokale Politikerpersönlichkeit, welche einen Tag zuvor während einer Friedensmission in einer Gaststätte einer Nachbarinsel von Rebellen erschossen worden war.

Beim Vespertreffen in Gizo – von total fünf Rotariern besucht - nahm ein Hilfsprojekt zur Unterstützung des Spitals Gizo breiten Raum ein, man koordinierte unter Anwesenheit des Chefarzts den bevorstehenden Einsatz von mehreren handwerklich ausgebildeten australischen Rotariern. Diese werden im Mai während zwei Wochen einen schon im letzten Jahr aufgerichteten Spital-Neubau trakt fertig ausrüsten. Ich wurde übrigens in diesem Club mit einer Busse belegt, weil ich nicht barfüssig an das Treffen kam. Der Club rühmt sich, der einzige Barfüsser-Rotaryclub der Welt zu sein...

9. Kennedy Island: sie rettete JFK und seiner Besatzung im 2. Weltkrieg das Leben

Am letzten Tag unseres Gizo-Einsatzes bleiben uns ein paar freie Stunden. Wir nutzen sie, um mit einem Boot zur Kennedy-Insel zu fahren. Das sehr kleine Eiland mit einem Sandstrand und unfruchtbaren Sträuchern und Bäumen liegt nur 25 Schiffsminuten vor Gizo. Diese Insel hat John F. Kennedy, der nachmalige US Präsident, im zweiten Weltkrieg zusammen mit seinen überlebenden Kameraden angeschwommen, nachdem sein Schnellboot PT 109 nachts von einem japanischen Kriegsschiff versenkt worden war. Da die Insel kein echtes Versteck bot und auch keine Kokospalmen hatte, schwammen die Überlebenden in der folgenden Nacht auf eine rund 2 km entfernte, grössere Insel. Sie lebten dort fünf Tage und ernährten sich mit Kokosnüssen. Kennedy, der Kapitän der PT 109, schwamm in diesen fünf Tagen wiederholt zu einem japanischen Wrack, um von dort für sich und seine Kameraden willkommene Güter zu holen. Er wurde dabei von zwei Eingeborenen entdeckt. Er konnte sie motivieren, eine Meldung über die japanischen Linien hinweg zu den amerikanischen Truppen zu schmuggeln, am sechsten Tag nach dem Schiffbruch wurden JFK und

seine Kameraden gerettet. In Gizo erinnert der Name einer Gaststätte (PT 109) an diese Geschichte, und derzeit wird ein internationaler Schwimm-Marathon auf der Strecke vorbereitet, welche Kennedy damals mit seinen Soldaten geschwommen ist.

10. Das politische Klima auf den Solomon Islands

Vielleicht hätte dieser Abschnitt an den Anfang gehört – er hätte einiges des Geschriebenen verständlicher gemacht. Ich wollte aber nicht mit dem Unerfreulichsten beginnen: Die Inseln waren wie erwähnt zwischen 1999 und Frühjahr 2002 politisch sehr unruhig, es fanden viele bewaffnete Auseinandersetzungen statt, vor allem in und um die Hauptstadt Honiara. Und auch heute würde ich nicht die Hand ins Feuer legen, dass die gefundene Befriedung Bestand haben wird. Während unserer Zeit war es zwar erstaunlich ruhig im Land, abgesehen vom Mord an einem Politiker und von gelegentlichen nächtlichen Gewehrschüssen in der Nähe unseres Heims nahmen wir keine kritischen Ereignisse wahr.

Aber von einer definitiven Befriedung nach den kriegesischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre kann wie erwähnt meines Erachtens kaum die Rede sein. Ich liess mir sagen, dass die grassierende Korruption unter den führenden einheimischen Köpfen jeden Rahmen sprengt, dass Recht und Gesetz schlicht nicht existent sind. Die Zeugen vom Mord am genannten Politiker verweigerten vorerst jede Aussage aus Angst, selbst Opfer eines Attentats zu werden, so dass der Mörder erst nach vielen Wochen verhaftet werden konnte. Die Polizeikräfte sind schon lange nicht mehr bewaffnet, eine Rebellengruppe hatte in einem Überfall alle Polizisten entwapfnet und auch die sehr gut dotierte Waffenkammer ausgeräumt. Die Waffen sind heute noch irgendwo versteckt.

Kommt dazu, dass der Friede von den rebellierenden Parteien mit sogenannten „Compensations“ erkaufte werden musste, und dass im Rahmen des Waffenstillstands rund 2000 ehemalige Rebellen von der Regierung als sogenannte „Special Constables“ (Friedenstruppe) eingestellt wurden, von denen demnächst wegen Aufgaben- und Geldmangel mindestens die Hälfte wieder entlassen werden soll.

Der ganze Konflikt hatte offenbar im Jahre 1999 vor allem begonnen, weil die (eher arbeitsscheuen) Bewohner der Insel Guadalcanal zunehmend von arbeitswilligen und cleveren Leuten von der Nachbarinsel Malaita unterwandert wurden und sich nicht länger die Ausgrenzung aus „ihren“ Betrieben bieten liessen. Es bildeten sich Fronten, rebellische Überfälle griffen Platz, eines Tages wurde der Regierungschef gestürzt und durch eine (ebenfalls sehr umstrittene) Persönlichkeit des anderen Lagers ersetzt.

Australien und Neuseeland kamen den Inseln zu Hilfe und es fanden wiederholt Waffenstillstandsverhandlungen statt – leider wie erwähnt mit problematischen Lösungen, indem sich die Rebellengruppen kaufen liessen. Das Land ist derzeit finanziell am unterst möglichen Rand vor dem totalen Bankrott angelangt. Nur die Hilfszahlungen von anderen Ländern halten es über Wasser. Neben Australien und Neuseeland ist vor allem auch Taiwan ein steter Geldtropf, an dem die SI hängen.

Dieses komplexe politische Klima liegt auch heute latent und ohne klare Konturen in der Luft, man spricht nicht gerne darüber, und wir hüteten uns auch strikte, Einheimischen irgendeine Frage zu politischen Themen zu stellen. Obwohl die weisse Bevölkerung im genannten Konflikt nie direkte Zielscheibe war und aus den Konflikten weitgehend ausgeklammert war, wurde ihre Sicherheit, und vor allem auch viel Hab und Gut durch Diebstahl und Raub markant beeinträchtigt.

11. Fazit und Dank

Ich habe in meinem vierwöchigen Einsatz auf den Solomon Islands ein wunderbares Land mit grossem natürlichem Reichtum kennen gelernt. Ich freue mich auch am Beitrag, den Ernst und ich in unserer Mission für die beiden Spitäler Honiara und Gizo leisten konnten. Ernst hat mich dabei durch seine hohe Diagnosefähigkeit und sein besonderes Geschick für einfache, aber gute technische Lösungen immer wieder beeindruckt. Einige Zweifel hege ich allerdings in der Frage, ob unser Arbeitsergebnis – und überhaupt jede Hilfe von aussen - angesichts der bestehenden Rahmenbedingungen nachhaltige Wirkung erzeugen wird.

Und so beschäftigt mich bei meinem Rückblick die brennende Frage am meisten, auf welchem Wege diesem Land aus seiner derzeitigen politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich heiklen Lage herausgeholfen werden könnte.

Ich komme zum Schluss, dass jeder Versuch, diesem Volk die Maasstäbe „zivilisierter“ Welten einfach überzustülpen, bisher gescheitert ist und auch in Zukunft scheitern wird. Der Schlüssel liegt aus meiner persönlichen Sicht allein in einer adäquaten *Ausbildung und Erziehung der jungen Generationen*. Hier scheinen mir Entwicklungshilfegelder weitaus am sinnvollsten eingesetzt: In der Förderung des Schulwesens, der Berufsausbildung und in der Schaffung von Gelegenheiten, den Begabten im Rahmen von Weiterbildungen vor Ort und im Ausland die ihnen angemessene Kompetenz und persönliche Reife zu vermitteln. Die einheimischen Ärzte in den Spitälern sind das sprechende Beispiel, wie dies auch in anderen Disziplinen funktionieren könnte.

Ich möchte abschliessend ganz herzlich danken:

- Meiner lieben Gattin Renate, dass sie mir meine abenteuerliche Idee nicht ausredete und mich für einen ganzen Monat entbehrte,
- Meinem Freund und Nachbar Ernst Knellwolf, dass ich ihn auf seiner Mission in der Südsee begleiten und diese einmalige Erfahrung machen konnte,
- Dr.Hermann Oberli und seiner Gattin Elisabeth für die aufmerksame Betreuung vor Ort und ihre organisatorische Unterstützung,
- David Alderdice, unserem „host“ in Honiara, bei dem wir nicht nur angenehm wohnen konnten, sondern der uns geradezu umsorgte und uns viel Zeit für Entdeckungen und Gespräche widmete,
- Allen anderen Schweizern vor Ort, mit denen ich wertvolle Kontakte pflegen konnte, die meine Einsichten vervollständigten.

12. Abschliessend ein paar Kostproben aus meinem Tagebuch in Versen

7. Februar 2003

Im „OT One“ wirken zwei Geister in Grün,
man sieht, dass sich beide ganz ernsthaft bemühen.
Von Chirurgen unterscheiden sie sich äusserlich nicht,
es fehlt nur der Mundschutz vor dem Gesicht.
Ein Patient lässt sich ebenfalls keiner eruieren –
Denn Ernst und Kurt sind hier aktiv, um die Lampen zu reparieren!

20. Februar 2003

Schon bin ich geneigt, dieses Land hier zu loben
Als weitgehend rein von Getier und Mikroben.
Da läuft doch – o Schreck – auf dem Bett ganz verwegen,
ein Kakerlake direkt mir entgegen!

Ein Sprung aus dem Bett und den Turnschuh zur Hand –
Seither klebt der Käfer ganz flach an der Wand.

27. Februar 2003

Ein Bändchen mit Musik vom Land – das wär schön!
Da lohnt sich's, nach Honiara zum „Shoppen“ zu gehn.
Ich frage mich durch – von Laden zu Laden,
und finde nach langem den ganz heissen Faden:
Mein Kauf ist dem hiesigen Radion zu verdanken,
seine letzten zwei CD's – für je 16 Franken!

28. Februar 2003

Wir essen heut' Abend ganz einfach zum Z'nacht,
Zwei Nudelsuppen – aus Päckli gemacht –
Verspeisen wir gierig, am Stubentisch sitzend,
nur mit shorts bekleidet und ganzheitlich schwitzend!

1. März 2003

Am PC von Hermann ist nichts mehr, wie es sollte,
Die hard disk stieg aus, als er arbeiten wollte.
Heut' brach auch der Schalter am Notebook noch ab,
dies bringt – selbstverständlich – den Chefarzt in Trab.
Mit Notebook und Werkzeug rauscht Hermann heran,
und hofft, dass auch hierbei ihm Ernst helfen kann.
Der – ohne zu zögern – den Schalter entfernt,
Das Notebook geht wieder – gelernt ist gelernt!

2. März

Wir treffen uns heute im Yachtclub zum Festen,
mit dem High Commissioner und anderen Gästen.
Der Anlass der heute zugrunde liegt:
ALINGHI hat fünf/null Neuseeland besiegt!
Mein T-shirt ist rot, und Christian's auch –
Mit einem Schweizerkreuz auf dem Bauch!!

© April 2003 Kurt Meier, Bilder © 2003 K. Brauchli und © 2002 P. Honigmann